

Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 12 (1916)

Artikel: Vom Bedeutungswandel, mit besonderer Berücksichtigung des Schweizerdeutschen
Autor: Häfeli, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-595111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Bedeutungswandel, mit besonderer Berücksichtigung des Schweizerdeutschen.

Von Karl Häfeli.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich nicht nur die Lautgestalt der meisten Wörter verändert, auch ihre Bedeutung unterlag einer Entwicklung. Nur verschwindend wenige Wörter haben ihre ursprüngliche Bedeutung bewahrt, an der weitaus größern Zahl vollzog sich die Erscheinung des Bedeutungswandels.

Die Anregung zum vorliegenden Aufsatz gab mir Albert Waags Buch über die „Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes“, dem ich in der Anlage meiner Arbeit wie auch in bezug auf den neuhochdeutschen Tatbestand im wesentlichen gefolgt bin. Die das Schweizerdeutsche betreffenden Angaben stützen sich selbstverständlich auf unser Idiotikon.

Der mir zur Verfügung stehende Raum gestattet mir nur die Behandlung von verhältnismäßig sehr wenigen Beispielen, die aus der Fülle von Wörtern und Redewendungen auszuwählen waren. Die Arbeit kann daher nicht anders als unvollständig sein.

Verengung des Bedeutungsumfanges.

Im eigentlichen Sinne des Wortes ist ein Schreiber jeder, der schreibt. Doch wendet man jetzt das Wort nicht mehr an in dieser weiten Bedeutung; vielmehr verstehen wir darunter einen, der berufsmäßig in der Amtsstube schreibt. Das Wort ist also in seinem gegenwärtigen Gebrauch auf einen besondern Fall eingeschränkt worden, so daß es nicht mehr in seiner ursprünglichen allgemeinen Bedeutung verwendet werden kann. Diesen Vorgang, durch den der Bedeutungsumfang eines Wortes eingeschränkt wird, nennt man *Bedeutungsverengung*.

Das Wort *Kraut* ist ursprünglich Name für Pflanzen jeder Art, bei denen das Blattwerk die Hauptsache ist. In einigen Gegenden der Schweiz ist diese weitere Bedeutung des Wortes noch lebendig, z. B. im Sate „s'Chrut verchaufe“ im Sinne von „das Gras zum Abmähen verkaufen“. Sonst aber ist das Wort zumeist eingengt auf das Gartenkraut und bezeichnet je nach der Landes-

gend entweder den Mangold oder den Spinat oder den „Kabis“. *Korn* bezeichnet nicht nur Getreide überhaupt, sondern auch die in einer Gegend am meisten angebaute Getreideart, so daß das Wort bei uns je nach der Landesgegend für Dinkel oder Roggen oder Gerste gebraucht wird.

In diesen Beispielen vollzog sich die Verengung in der Weise, daß der allgemeine Name auf jenen Gegenstand eingeschränkt wurde, der von besonderem Werte, von großer Wichtigkeit ist. Eine andere Art der Einengung besteht darin, daß eine Stoffbezeichnung für ein Erzeugnis aus diesem Stoff verwendet wird. Im Sage „Er schaut gern ins *Glas*“ ist nicht der Stoff verstanden, sondern das daraus hergestellte Trinkgefäß. Wenn man in Graubünden sagt: „Zum Glas us luege“ und „s' Glas offe tue“, so meint man die Fenster-scheibe, und wenn der Zürcher sagt: „D'Gleser sind abe“, so will er darunter das Wetterglas verstanden wissen. *Marmel* oder *Marbel* bedeutet schon im Mhd.¹⁾ nicht nur Marmor, sondern auch die ursprünglich daraus verfertigte Spielfugel. Wenn wir von einer Sache sagen, sie liege oder sie sei im *Blei*, so meinen wir nicht das Blei als Stoff, sondern das Senkblei; die Zimmerleute nennen ihren großen Bleistift, der übrigens ursprünglich eine wirkliche Bleistange war, kurzweg „das Blei“. Auch das Wort *Leder* wird für verschiedene Geräte gebraucht, die aus Leder verfertigt sind, insbesondere früher für die lederne Schwertscheide. Diese Bedeutung zeigt sich noch in der Redensart „vom Leder ziehen“, d. h. das Schwert ziehen. Wie in dieser Redensart, so ist auch in den schweizerdeutschen Wendungen „Frisch vo Leder!“ (Mahnung zum Aufbruch oder zur Arbeit), „va Leder ga“ (sich davon machen) und besonders in dem abgeleiteten Zeitwort „valedere“ für „sich schleunigst entfernen“ der genaue Sinn vergessen. Die Grundbedeutung des Wortes *Laden* (= Brett) ist in unsern Mundarten noch lebendig. Auch der aus Brettern zusammengefügte Tisch wird oft *Laden* genannt (Se, Frau Wirti, ne Gläsche Voorner uf's Ladli!). Dem Mhd. ist die Grundbedeutung des Wortes *Semmel*, das wie das lateinische Grundwort *simila* „feines Weizenmehl“ bezeichnet, abhanden gekommen; es bezeichnet jetzt nur das daraus gefertigte Backwerk. Der Schweizer aber nennt auch heute

¹⁾ Abkürzungen. Mhd., nhd. = Neuhochdeutsch; Mhd., mhd. = mittelhochdeutsch; Ahd., ahd. = Althochdeutsch; Schzd., schzd. = Schweizerdeutsch.

noch das feine Mehl, aus dem die Weggli und Züpfe gebacken werden, Simel. An verschiedenen Orten wird allerdings auch feines Gries „Simel“ genannt. Das nhd. P a p p e (wofür wir zumeist Karton oder Kartenpapier sagen) ist die aus der breiartigen Masse, aus der das Papier bereitet wird, geformte Platte. Früher bedeutete das Wort aber diese breiartige Masse selbst und ursprünglich überhaupt „Brei“, in welchem Sinne es bei uns jetzt noch verwendet wird, allerdings in der verengten Bedeutung „breiartige Speisen“ (männl. Geschl.). Unsere Wörter „B r ö c h e“ und „M ö c k e“ bedeuten einerseits dasselbe wie das nhd. „Brocken“, also irgend ein abgebrochenes Stück. Andererseits brauchen wir sie im besondern für das eingeschnittene oder eingebrochte Stück Brot (Milch-, Raffimöcke).

Wir sagen der und der habe B e k a n n t s c h a f t und denken dabei nur an ein Liebesverhältnis. Die eigentliche Bedeutung des Wortes l e d i g ist „nicht behindert“. Daher heißt es im Schweizerdeutschen noch: „es ledigs Heime“, d. h. ein schuldenfreies Bauerngut; man spricht von einem ledigen Fensterladen, wenn er aus dem Gehänge geraten ist, und sagt „ledig la“ für „loslassen“. Die Einschränkung auf das Eheverhältnis ist allerdings auch bei uns eingetreten. M a n n ist in manchen Redensarten gleichbedeutend mit „Mensch“ überhaupt, z. B. in „d'Sach a Ma bringe“, „Sid Manns Denke“, d. h. seit Menschen Gedenken, u. a. Dagegen ist der Begriff des Wortes viel enger, wenn es den Chemann im Gegensatz zum ledigen Burschen, zum Chnab, Kärli oder Bueb bezeichnet. Auch G a t t e ist eine Einengung, da es ursprünglich nichts als den Zusammengehörigen bezeichnet, welche Bedeutung noch zu erkennen ist in „Gattung“, wohl auch in „Gatter“ und in unserem „angattigen“. Während im Nhd. das Wort G e i s t oft schlechthin den „heiligen Geist“ bedeutet, steht es im Schweizerdeutschen ebenso oft im Sinne von Hochmut, z. B. in den Redensarten: Der hät e Geist; er häd's höch im Geist; en Geist ha wie de groß Hund z'Paris. B u ß e, das verwandt ist mit baß und besser, bedeutet eigentlich „Besserung“. Doch findet sich diese allgemeine Bedeutung schon in den ältesten schweizerischen Belegen nicht mehr. Vielmehr ist schon damals wie jetzt die Bedeutung eingeschränkt auf den rechtlichen Sinn „Schadenersatz“ (Einen in e Bueß verfelle; i d'Bueß cho; i der Bueß si; d'Bueß abverdiene) und den daraus entwickelten religiös-sittlichen. Dagegen behauptet das abgeleitete Zeitwort b ü ß e n daneben noch länger die allgemeinere Bedeutung. In der Schweiz

wird es jetzt noch gebraucht für „ausbessern“, „flicken“ und zwar in der Form büezen, die sich zu büßen verhält wie grüezen zu grüßen oder wie Weizen zu Weißen. Während heutzutage das Wort zumeist nur noch für das Ausbessern von Kleidungsstücken gebraucht wird, wendete man es früher auch auf irdenes und Metallgeschirr, auf Holzgefäße und Mauerwerk an. Neben „en Rock, es Hemp, Schueh büeze“ sagte man auch „s'büezt G'schir het g'rad emal länger“ und zerbrochenes Geschirr brachte man dem „Beckibüezer“ zum Flicker. Das Wort A b l a ß hat in der Schriftsprache ebenfalls nur noch kirchliche Bedeutung, während die mhd. Bedeutung „Schleuse zum Behufe des Wässerns“ bei uns noch fortbesteht. Das Zeitwort a b l a s s e n, das früher besonders in der Wendung „einem eine Schuld, seine Sünden ablassen“ üblich war und jetzt durch „erlassen“ ersetzt ist, hat bei uns neben der zumeist üblichen nhd. Bedeutung (Wein, ein Faß, einen Teich ablassen) weitere eigentümliche, z. B. in den Redensarten: „En Gell (starken Laut), en Schuß ablo.“

Das Wort G e b s e (ahd. gebiza) bedeutete ursprünglich „Eßgeschirr“ im weitesten Sinne; jetzt ist es Bezeichnung einer besondern Gefäßart, des kreisrunden, weiten, aber wenig tiefen Zubers ohne Nehen. G a r t e n hieß ursprünglich jeder eingefriedete Raum. Diese Bedeutung ist bei uns noch erhalten, da man bisweilen heute noch einen mit Zaun, Hag oder Weidengeflecht eingefangenen Platz „Garten“ nennt, auch wenn er sich auf offenem Felde befindet. Der H e r d a p f e l, der jetzt nur für die Frucht gebraucht wird, die auch das Fremdwort „Kartoffel“ bezeichnet, wurde vor Einführung der Pflanze auch auf andere in der Erde oder nahe ihrer Oberfläche wachsende kugelige Früchte angewendet, z. B. auf eine Art Kürbis oder Melone. G e r b e n, das zu g a r gehört, heißt eigentlich „fertig machen“, „bereitstellen“. In der ältern Sprache wurde das Wort auch auf die Kleidung angewendet, so daß man z. B. vom Geistlichen sagen konnte, er sei „gegerwet zur Messe“, d. h. für die Messe fertig angezogen. Daher hieß mhd. die „Sakristei“ geradezu „Gerwehus“. Noch jetzt wird das Wort bei uns etwa für das Schärfen der Geräte gebraucht, so wenn es im Lied vom Bauernstand heißt: „Chärst und Haue g'spizt und g'gerbt.“ Auch H ü t t e hatte früher viel allgemeinere Bedeutung, da es zunächst jedes aus einfachen Mitteln hergestellte Gebäude bezeichnet. In Sätzen wie „D'Milch i d'Hütte ge; der Anke us der Hütte ha“ ist die Bedeutung auf den Begriff „Käserei“ eingeeengt. In der Redensart „das und

das steht im Blatt“ oder „Mer wend im Blatt luege“ verstehen wir selbstverständlich kein Laubblatt, auch nicht irgend ein Papierblatt, sondern ein bestimmtes Anzeigenblatt des betreffenden Bezirks oder Ortes, in Zürich z. B. das „Tagblatt“; daher auch „Blättlihus“ für Berichthaus. Die *Miete* war ursprünglich „der Lohn, die Gabe“, insbesondere früher in der Schweiz gebraucht für die Gabe zum Zwecke der Bestechung von Behörden oder Wählern, namentlich in der Verbindung „Miet und Gab“, die nach den alten Eidesformeln und Gesetzen als veraltet hie und da noch im Volksmunde weiterlebt. Heute versteht man unter „Miete“ die Zahlung für die Benutzung von Räumlichkeiten in einem Gebäude, während es früher auch Zahlung für Geliehenes überhaupt bedeutete; so hatte man schon 1369 eine „Kindermiet“ zu entrichten. Noch weiter ist die Verengung vor sich gegangen, wenn „Miet“ das Gemisch aus dürrerem Futter und Salz als Nahrung für das Vieh bedeutet. *Bein* bedeutete früher und in der Schweiz heute noch Knochen, so bei Gotthelf: „Zu den zwei Pfund (Fleisch) gab der Metzger uns noch Ungentes, Beine oder Leber.“ Oder wenn wir beim Metzger „Fleisch ohne Bein“ verlangen. (Uebrigens ist diese Bedeutung auch nhd. noch erhalten in Schlüsselbein, Elfenbein, Beinhaus, beinern.) *Arm* heißt ursprünglich „belaugenswert, unglücklich“, welche Bedeutung erhalten ist in schweizerisch: „en arme Tropf“, „du Arme z'Nacht!“, „Armi Chind“ im Sinne von unheilbar Kranken. In Luzern hieß der zum Tode Verurteilte „der Arm“ schlechthin. Die „Armen Seelen“ sind nach katholischem Sprachgebrauch die Seelen der sündhaft verstorbenen und noch nicht aus dem Fegfeuer befreiten Menschen. Sie erscheinen im Volksglauben u. a. als Irrwische; im Wallis heißen „Armeseele-G'schichte“ Geistergeschichten. Bei den Reformatoren ist der Ausdruck nur von lebenden Menschen gebraucht. Doch liegt die ältere Vorstellung noch zu Grunde in Redensarten wie: „Tue das, daß die arm Seel Rue häd.“ *Fechten* hat im Mhd. die Bedeutung „in beständiger, eifriger Bewegung sein, streben“. Diese Bedeutung ist bei uns noch vorhanden, wenn wir sagen: „Mer müend fechte (d. h. eifrig arbeiten, uns beeilen), wenn mer's Heu wend vor-em Rege ie bringe.“ Dann bedeutet es aber auch „betteln“, ursprünglich wohl von herumziehenden Soldaten (besonders nach dem 30jährigen Kriege) ausgegangen, die ihre Fechtkunst um Geld sehen ließen; dann auf die ihnen nahestehenden wandernden Handwerksburschen übertragen. Die Bedeu-

tung „mit Waffen fechten“ ist in der Schweiz nicht volkstümlich. In der Redensart „en eigne R a u c h füere“ ist nicht jeder Rauch verstanden, sondern nur der Rauch des Herdfeuers als Zeichen des Haushalts. In einigen Gegenden bezeichnet J ä g e r nicht irgend einen Jäger, sondern den Polizisten, den man anderwärts mit der Zusammensetzung „Landjäger“ benennt. Ebenso bedeutet K i n d an verschiedenen Orten, besonders in Zürich, nicht jedes Kind, sondern nur das Kind weiblichen Geschlechts, also den Gof, das Maitli, so daß man sagen kann: „d'Chind und d'Buebe.“ Diese Verengung will vielleicht besagen, „daß man im weiblichen Kind das allgemein Kindliche stärker ausgeprägt finde, wie denn auch Jean Paul von den Frauen rühmt, sie seien immer noch Kinder.“ In den Ausdrücken „Manne-, Wibervolk“ ist die Bedeutung des Wortes V o l k sogar eingengt auf einen einzelnen Menschen.

Erweiterung des Bedeutungsumfanges.

Die Bedeutungserweiterung läßt sich wohl am leichtesten an den Wörtern G e f ä h r t e, G e n o s s e, G e s e l l e erkennen, die heute ungefähr dasselbe bedeuten, während ursprünglich jedes einen eigenen Sinn hatte. Mein Gefährte ist im ursprünglichen Sinne des Wortes nur derjenige, der mit mir zusammen fährt, d. h. zieht; mein Geselle der, der mit mir den gleichen Saal bewohnt, und mein Genosse der, der mit mir eine Sache genießt, d. h. zugleich mit mir Gebrauch von ihr hat. Die ursprüngliche Bedeutung des zuletzt genannten Wortes ist noch in Ausdrücken wie Kirchgenos, Trottgenos, Holzgenos (Teilhhaber an der Holzcorporation) vorhanden. In Nidwalden sagt man: „Er ist in Stans Genos“, d. h. hat am Stanser Gemeindegut Besitzanteil; daher auch unser Hauptwort Genossame im Sinne von Nutzungsanteil oder Nutznießungsrecht am gemeinschaftlichen Gut. An diese Wörter schließt sich B a u e r (schweizerdeutsch Bur, aus mhd. gebur), das zu einem Worte Bur im Sinne von „Haus, Kammer“ gehört und im nhd. Vogelbauer und in der schweizerischen Wendung „es Burli Beh“ (ein Stall voll) und in der Zusammensetzung Beppur, eigentlich Betbur = Bethaus als Name von Dertlichkeiten, fortlebt. Wie „Geselle“ denjenigen bezeichnet, der mit einem den Saal teilt, so gebur ursprünglich den, der mit einem andern den „Bur“, die Wohnung, teilt. Weiterhin bedeutet es den Dorfgenossen.* Allerdings hat sich nachträglich wieder Verengerung eingestellt, da das Wort nicht mehr auf jeden Dorfgenossen,

sondern nur auf den Landwirtschaft treibenden angewendet wird. *A h n e*, *Aeni* hat im Schzd. seine ursprüngliche Bedeutung „Großvater“ im wesentlichen noch behalten, so daß die allgemeinere des nhd. „Ahne“ erst gelegentlich vorkommt. *F r e u n d* hat im Altgermanischen auch die Bedeutung „Verwandter“, die in unsern Mundarten noch fortlebt, z. B. in dem Satz: „Er het fei Fründ; der Staat erbt-e.“ Im gleichen Sinn wird auch *gefründ* (= verwandt) gebraucht: *Mer sind us siner Heimet und no neue e Biheli zue-n-im gfründ.* Er ist is noch (nahe) gfründ: *si Vater und mi Vater sind Brüedere g'ji* (Idiotikon). *M e i s t e r* bezeichnete zufrühest den Lehrer in Religion und Weisheit, dann überhaupt einen Angehörigen gelehrter Berufsarten. (In Uri soll es jetzt noch im besondern den Arzt bezeichnen). Dann wurde es ausgedehnt auf den Beamten, der die Leitung in irgend einem Verwaltungsgebiet hat (Bürgermeister, Zunft-, Säckel-, Straßen-, Schützen-, Allmendmeister). In Bern hieß der Verwalter des Inselpitals Inselmanister; in Zürich gab es außer den vorhin aufgezählten u. a. noch einen Grendel- und einen Gantmeister. „Meister“ war insbesondere auch Titel des Scharfrichters. Die jetzt übliche Bedeutung „Handwerksmeister“ hat sich erst im spätern Mittelalter entwickelt. Noch weiter ausgedehnt ist der Gebrauch des Wortes, wenn es auch für den Vorsteher eines Haushaltes gebraucht wird, wie im Satz: „Zue-me Meister cho“, d. h. als Knecht oder Magd in Dienst treten. Unser *H e l g e*, das wir allgemein für Bild verwenden, bezeichnet eigentlich nur ein Heiligenbild, denn der Helge ist nichts anderes als der Heilige. (Der gleiche Vorgang, demzufolge wir mit *Helge* ein Heiligenbild bezeichnen, besteht, wenn wir die kleinen vergoldeten Muttergottesbilder kurzweg *Muettergöttesli* und die kleinen Christusbilder *Herrgöttli* nennen.) *P r e d i g t* bezeichnet nicht nur die Predigt als solche, sondern auch jede weitschweifige Rede überhaupt („da brucht's doch fei langi Predig me“) und ebenso wird auch *p r e d i g e n* verwendet: „Du hest jek schon lang preiet; lo-mi au wider e Wörtli rede!“

Unser *B o r t*, verwandt mit *Borte*, *Rand*, bedeutete auch mhd. „Rand, insbesondere des Schiffes“. In dieser Bedeutung ist es in die nhd. Sprache aufgenommen worden, und zwar in nd. Lautgestalt (an Bord, über Bord, Steuerbord usw.), während es bei uns auch den Rand eines Tellers, des Tisches, des Bettes bezeichnen kann. Schon im 14. Jahrhundert steht es in schweizerischen Belegen auch

für „Rand eines Gewässers“ und von dem Begriffe der Uferböschung wurde es ausgedehnt auf „Böschung“ überhaupt, so daß es jetzt gleichbedeutend neben „Rain“ steht.

Das Wort *Kram*, das nhd. „allerhand Sachen von geringem Wert“ bedeutet, hatte früher allgemein und so bei uns z. T. heute noch den Sinn „Ware“, so daß insbesondere „chrome“ soviel wie „kaufen“ bedeutet, und der *Krämer* ist der Kleinhändler im Gegensatz zum Kaufherrn. Das bei uns häufig verwandte Wort *Korpus* für den liegenden Schrank mit Türen oder Schubläden, der in Verkaufsläden zugleich als Tisch dient, ist aus der kirchlichen Sprache hervorgegangen, wo es den Altarschrein bezeichnete. *Brief* hatte ursprünglich den engeren Sinn „amtliches Schriftstück“; noch heute bedeutet es schweizerisch insbesondere den Schuldbrief, z. B. in: „I ha de erst Brief uf das Güetli“. Die jetzt herrschende Bedeutung findet sich aber auch schon in einem Zürcher Richtebuch vom Jahre 1384. Endlich bezeichnet „Brief“ ein zusammengefaltetes Papier mit einer bestimmten Menge einer Ware: „En Brief Guse oder Nadle. Es Briefli Same.“ *Markt* (Mär[i]t) bedeutet schweizerisch nicht nur den „Markt und das Geschäft darauf“, sondern in weiterem Sinne eine langwierige Unterhandlung, ein langweiliges Gehader; daher Wendungen wie: „Ir händ au en Märt mitenand“ oder „Es brucht da gar kei eso en Märt“. In gleichem Sinne werden auch die Hauptwörter „Gefäch“, „Ritt“, „Geschichte“ gebraucht. Unser Wort *Putsch* bedeutet „Knall“ (das hät e rechte Putsch g'ge) oder einen heftigen Stoß (d'Geiß hetmer e Putsch g'ge), in weiterem Sinne aber auch einen plötzlichen Volksauflauf (Züriputsch).

Fertig heißt eigentlich zur Fahrt bereit, also dasselbe, was das ältere *geräch*, das durch *fertig* mehr und mehr verdrängt wird. Daraus entwickelte sich der Sinn „leicht beweglich, schnell in der Ausführung einer Sache“, wie er in folgenden Belegen erhalten ist: „Durch welche (gemeint sind weise Sprüche) die jungen Kinder fertig und geschwind werdend“ (1531) und „Junge, fertige Gesellen“ (1722). Die jetzt herrschenden Bedeutungen sind sowohl im Nhd. wie im Schzd. dieselben: Von Personen gebraucht, bedeutet fertig „zu Ende gekommen mit einem Geschäfte“ (Fertig bis as Wurste); von Sachen „zu Ende gebracht“ (Sis Hus und Heim ist fertig g'gange. Er ist fertig = fallit).

Von Zeitwörtern erwähnen wir *fer g g e n*, zusammengezogen

aus mhd. vertigen, das „zur Fahrt zurecht machen“ bedeutet (Fahrt in der ursprünglichen weiten Bedeutung); daher die Wendungen: Fergged-mer (bringt mir) no en Schoppe. Schi heind de Nuzge g'fergat = die Alperzeugnisse nach Hause gebracht. Zueche fergge = herbeischaffen. Das ist-mer z'schwer, i mag's nid g'fergge. Hierauf erweiterte sich der Sinn zu „bereit machen, zu Ende bringen“, z. B. eine Heimarbeit, so daß sie dem Arbeitgeber abgeliefert werden kann. Dann hieß man dieses Abliefern selbst „ferggen“, daher die Ausdrücke: Ferggstube, Ferggbank, Ferggtag. Nachdem man die Erledigung einer Arbeit mit „ferggen“ bezeichnete, lag die Uebertragung auf Erledigung einer R e c h t s s a c h e nahe, welche Bedeutung allerdings heute auf gerichtliche Erledigung eines R a u f e s eingeengt ist. Die ursprüngliche Beziehung zu „Fahrt“ ist also hier ebenso gründlich verdunkelt wie bei dem Beiwort „fertig“.

Bei dem früher angeführten b ü e z e n ist Erweiterung von „ausbessern“ zu „nähen“ im allgemeinsten Sinne eingetreten. Das nur der alemannischen Sprache eigene Zeitwort g'v ä t t e r l e n bedeutete früher nur „Haushaltung spielen“ (vgl. heute noch Vätterlis, Mütterlis mache), woraus Erweiterung zum heutigen Sinne „mit Spielzeug kurzweilen“ leicht stattfinden konnte. Im Mhd. bedeutet b l o d e r e n „rauschen“, und zwar wird es insbesondere vom Wasser und von Falten werfenden Zeugen gebraucht. Diese Bedeutung ist heute noch vorhanden in Wendungen wie: „s'Wasser, s'Depfelmues bloderet i der Pfanne“ und „D'Weste chunnt=der nüd guet; de Rügge ploderet“. Dagegen ist Erweiterung eingetreten, wenn wir sagen: „Was bloderist au wider!“ oder „Muest alles goge blodere?“ (auschwagen). Der M u p f bedeutete mhd. nur „Beziehung des Mundes“; jetzt aber wird insbesondere ein leichter Stoß so benannt, so bei Gotthelf: „Es gab Stöße und Müpfe.“ Den entsprechenden Wandel hat m u p f e n durchgemacht. Die ursprüngliche Bedeutung blickt noch durch im Sag: „Si weiß über alls z'mupfe“, im Sinne von „s'Mul, d'Nase rümpfe“, während die erweiterte Bedeutung vorhanden ist in: „Der fähd an grännen, we-munen g'rad bloß mupft.“ M u s t e r n heißt eigentlich „prüfend besichtigen“, und zwar ist es zunächst Ausdruck im Militärwesen. Bei uns hat es daneben noch den eigentümlichen Sinn „einen zurechtweisen, mit derben Worten zur Eile antreiben“: „I will di scho mustere“, d. h. zeigen, was du zu tun hast. „Kinder ins Bett mustern.“ M a c h e n , das ursprünglich „zurechtmachen, gestalten“ ist,

hat im Schzd. seinen Bedeutungsinhalt so sehr erweitert, daß es in zahlreichen Anwendungen gebraucht wird, die im Nhd. durch besondere Zeitwörter wiedergegeben werden. Als Beispiele für viele andere führen wir an: „e Brief mache (schreiben); z'Mittag, e Haber-
suppe mache (kochen); mer händ e neue G'meindamme g'macht (wäh-
len); de Groß, der Narr, d'Chue mache (so tun); Holz mache (für
den Gebrauch herrichten); d'Haar mache (kämmen); Gelt mache (er-
werben); i eim Tag 12 Stunde mache (zurücklegen); Herdöpfel, Bohne
machen (pflanzen).“

Uebertragung.

Unter „Uebertragung“ verstehen wir die Anwendung eines Wortes in der Bedeutung eines andern auf Grund einer Ähnlichkeit. Diese Ähnlichkeit kann zunächst in der äußern Gestalt, in der Lage, im Gebrauch oder in der Tätigkeit bestehen. Wie man nhd. K o p f in Salat-, Kohl- und Krautkopf verwendet, so schzd. in „Chabischopf, Nägelichöpfli, Mohrechopf, Chagechopf (Mörser)“. „Kopf“ allein braucht man für das hervorragende Ende eines Balkens, für die Vorderseite eines Bausteins oder, zum Teil als Eigennamen, für ein Felsstück, einen großen Stein: „D'Geiße sind i de Chöpfe obe“. Das Wort war früher auch Name eines Flüssigkeitsmaßes: „In Zürich ein eimer haltet 30 köpf, das ist 60 maaß.“ G i b e l, das ahd. so viel wie Schädel bedeutete, ist in älterer Sprache der oberste Teil eines Hügels (vgl. Gubel), in Flurnamen noch erhalten, jetzt noch der obere, spitzzulaufende Teil der Hausmauer. D h r heißt auch die umgelegte Ecke eines Blattes Papier, die Handhabe an altmodischen Kaffeetassen, die Ecke der Pflugschar, in die die Riester eingehängt wird. N a s e wird der Ansaß am Dachziegel, der Ausguß des Gefäßes (vgl. auch S c h n a b e l), der Teil des Pfluges, an dem die Schar befestigt wird, genannt. Die S a l b a r t e gleicht einem an einem Stiel, dem Halm, angehängten Barte (vgl. Schlüsselbart). In ähnlicher Weise werden Tiere für etwas anderes gesetzt. R a g e war früher Name eines Belagerungswerkzeuges, jetzt des Fallblockes zum Einrammen von Pfählen und anderer Geräte. In Zürich heißt noch heute ein ehemaliges Bollwerk „d'Chag“, und zwar nach dem schweizerischen Idiotikon, weil es vom Standpunkt der Belagerten aus einer Rake glich, die von ihrem Versteck aus die Umgebung überwacht. Zwei weitere Bollwerke der Nachbarschaft hießen Hund und Leu. Das vierbeinige Gerät als Unterlage beim Holz-
sägen oder -behauen wird B o c k genannt (Sagbock, Zimmer-, Wuer-

bock u. a.). Geiß (übrigens die ältere, altgermanische Benennung des Tieres, in der Schriftsprache durch das unserer Volkssprache fremde Ziege verdrängt) ist neben anderem Name eines Rinderschlittens von besonderer Art. Eule bezeichnet schweizerisch das ungekämmte Haupthaar (En Höüel ha), auch eine alte Tanne mit dichten, den Stamm verbergenden Aesten. Alle diese Wörter sind außerdem Bezeichnung für Menschen: Glustchaz heißt eine naschhafte, Meisterchaz eine herrschsüchtige Person. Bock nennt man einen eigensinnigen oder einen verstockten Menschen; Geiß ein Mädchen von schwächlicher Gestalt (e mageri Geiß). Vgl. auch noch geißen, von Kindern gebraucht für klettern, also im Sinne von stägeren: „Uf de Stüele ume geiße. Er cha nüd en Augenblick still siße; er mueß eister g'geißet ha.“ Müsli ist der Name für die Gartensalbei, für den Muskel an der Vorderfläche des Oberarms und für die empfindliche Stelle am Ellbogen, anderwärts „Narrenbeinli“ genannt. Die Mücke ist das Visierkorn am Gewehr: „Uf d'Mugg ne; uf der Mugg ha = nhd. aufs Korn nehmen.“

Einige Gebäckarten haben ihren Namen ebenfalls von andern Dingen: Rrapfen bedeutet ahd. und mhd. ein hakenförmiges Gerät, einen gekrümmten Gegenstand überhaupt; in diesem Sinne in der Schweiz heute noch als Name verschiedener Werkzeuge fortlebend. Wenn es aber auch Name eines Gebäcks mit einer Füllung aus Ziger oder gekochten durren Birnen ist, so könnte daran gedacht werden, „daß die Füllung vom Teig gleichsam umklammert wird“. Die Chräbeli haben ihren Namen von der ursprünglichen Ähnlichkeit mit einer Klaue oder einem Vogelfuß, und die Eieröhrli wohl von ihrem ohrförmigen Aussehen.

Hier reihen sich geographische Bezeichnungen an: das Horn als Bergname ist bei uns häufig zu treffen (Albishorn, Hörnli), ferner die Nase als Landzunge (obere und untere Nase am Bierwaldstättersee, Buonas = Buech-nas am Zugersee), Kasten für Berg (der „hohe Kasten“ und andere Flurnamen), Kamm für Grat eines Gebirgszuges (Leistkamm), Furke (aus lat. furca, große Gabel) als Name von Pässen. Sodann kommen auch die Wörter Mann und Frau als Bergnamen vor (Altman, die Mannen bei Elm; die weiße Frau, Jungfrau).

Aus andern Gebieten, die ebenfalls auf Ähnlichkeit beruhen, seien noch angeführt: der Ger ist die altgermanische Bezeichnung des Speeres, noch verwendet in den Eigennamen Gerhard, Gertrud.

Die mhd. Nebenform gère hat sich bei uns erhalten als Name für ein Fischgerät, ferner in der Bedeutung „keilförmiges Stück Tuch“, daher: „Eine bi'm Ger (Fecken, Frack) ne“ und in der dritten „keilförmiger Acker“, erhalten in vielen Flurnamen. B u c k e l (Buggel) bedeutet einerseits eine rundliche Anschwellung oder Erhöhung an irgend einem Gegenstand (de Stei, d'Mur hät en Buggel), anderseits den gekrümmten Rücken der Kaze oder des Menschen, doch weniger hervortretend als der Hoger, dann weiterhin in volksmäßiger Sprache den Rücken überhaupt und endlich auch den ganzen buckligen Menschen. G e i g e wurde mhd. nur im Sinne des bekannten Musikinstrumentes gebraucht, jetzt aber auch für „Mundharmonika“ (Mulgige) und u. a. für die Schaukel der Kinder. O r g e l wird in Baselland für „Bütte, Zuber“ gebraucht, vielleicht wegen der Ähnlichkeit der Dau- ben mit Orgelpfeifen, und aus dem Basler Wiesental ist die Bedeutung „Mädchen“ belegt. Uebrigens „werden auch sonst weibliche Personen nicht selten mit musikalischen Instrumenten verglichen (Geige, Flöte), auf oder mit denen man feiner oder handgreiflicher spielt, d. h. kost, scherzt.“ G l ä s l i ist der Name der Hyazinthe und G a b e l bezeichnet die Deichsel am einspännigen Wagen (Lande) und die durch ein Fingerpaar gebildete Gabel als Gebärde des Spottes (eim Gäbeli mache, Gäbeli wege = Rüebli schabe). Auch die Ranken der Weinrebe heißen Gabeln. B e t t ist ursprünglich Name für das Polster, auf dem man ruht (vgl. Unterbett), während jetzt auch die Bettstelle mit einbezogen wird. Dann wurde das Wort übertragen auf die durch Lockerung des Bodens entstandene Erhöhung, für die im Mhd. im 17. Jahrhundert die Form Beet aufkam, während sich die alte Form im ursprünglichen Sinne bei uns erhalten hat. Das Wort M o c k e n bezeichnete schon mhd. auch einen dicken, plum- pen Menschen. „B r o c h e n“ heißt auch ein nach Form und In- halt auffallendes Wort, z. B. im Satze: „Warum mueß-me d'Mueter- sprach dür allerlei frönd Bröch und Firlesanzzüg veruschimere“ (M. Ruoni). Die G e r s t e, in der Form „Gerstli“ wird gebraucht im Sinne von „kleines Vermögen“, besonders in der Verbindung „mis ganz Gerstli“, wohl deshalb, weil die Gerste manchenorts das einzige Getreide des armen Mannes war. F i l z nennt man an einigen Orten kurzes, dicht verwachsenes Gras auf Bergwiesen. Sodann wird ein Verweis, eine Strafrede ebenfalls Filz genannt, besonders häufig im 16. und 17. Jahrhundert: „Eim en Filz ge“ und zwar vom Zeitwort f i l z e n in der Bedeutung „derb ausschelten“, ent-

sprechend der derben Behandlung, die die Wolle bei der Umwandlung in Filz erleidet: „Er hät-ne wüest usg'filzet“ heißt es im Wallis. (Vgl. in ähnlicher Bedeutung „balgen“.) „Anken“ bedeutet einerseits „Anken machen“, anderseits aber auch Wasser aus einem Sodbrunnen pumpen, wohl wegen der Ähnlichkeit der Bewegung.

Eine andere Art der Uebertragung besteht darin, daß die Bezeichnungen für räumliche Verhältnisse auch für die zeitlichen Verhältnisse dienen müssen; so, wenn wir von einem Zeiträum oder einem Zeitpunkt, von einer Spanne Zeit sprechen. Lang z. B. ist doch eine räumliche Vorstellung, und es findet somit Uebertragung statt, wenn wir von einer „Langen Zeit“, von Längi-Ziti oder Lang-Wil sprechen und statt nie „am lange Uebermorge“ sagen. Auch unser b(e)langen im Sinne von „Sehnsucht empfinden“ ist eine solche Uebertragung. Ebenso ist es mit kurz in Sätzen wie: „Man lachte auf's kürzeste alle drei Wochen“ und „Ich han-en erst churz no g'seh“ oder mit klein in zeitlicher Bedeutung: „Es ist um e Chlises z'tue (es handelt sich um kurze Zeit)“ und in der Verwendung als Umstandswort: „Chomm e chlei zue-mir!“ Ähnlich wird das eigentlich räumliche Vorwort an in zeitlicher Beziehung gebraucht: „Am eis, am zwei, drii usw.; am Viertel über Sechsi; Morn-am-morge.“ „Enandrigs-na (einander nach)“ hatte ursprünglich den Sinn „einer nach dem andern“, jetzt aber bedeutet es „sofort“ und ist scharf unterschieden von „nach enand“ oder von „eis um's ander“: „Wotsch das mache enangere nah, oder i säge's em Vater“ (Gott-helf). Gegen (hervorgegangen aus dem Hauptwort gegeni, das erhalten ist in Gegni = Gegend, Gebiet) wird auf die Zeit übertragen, daher: Gege de Ahti, Er ist gege de Sibezge. Gege der Uffert (vor dem Himmelfahrtstage). Auch das Hauptwort Flucht wird in zeitlichem Sinne verwendet: „Me cha d'Borfenster i einer Flucht a-henke, wenn si 'zeichnet sind.“ Wenn wir sagen „chleis Volk“ für armes, geringes, so brauchen wir einen Ausdruck für Raumverhältnisse zur Bezeichnung eines Stärkegrades, wie bei folgenden Beispielen aus der Schriftsprache: große Kälte, große Güte, großer Sünder, hohe Summe, hohes Alter und ähnliches.

Als Beispiele dafür, wie geistige Vorgänge und Zustände durch Eindrücke wiedergegeben werden, die dem Reiche der Sinnenwelt entnommen sind, führe ich folgende an aus dem schweizerdeutschen Sprachgebrauch: Erfahren bedeutet eigentlich „durch Fahren erreichen“, welche Bedeutung schon mhd. durch die jetzt üb-

liche (Erlangung des Wissens) verdrängt wurde. Doch sagt man in Graubünden heute noch: „Me mag's nit erfahre i zwo Stunde“. *Chlügen* hat die Grundbedeutung „mit den Nägeln, Fingern kneifen“, daher im besondern die Anwendung für das Ausklauben und in den Chlübsack stecken der Nebentknochen in den Blattachseln der Reben. Daneben geht die bildliche Verwendung: „Er möcht us Allem Deppis use chlübe.“ Ebenso werden *kauen* (*chöüe*) und *verdauen* (*deüie*) gebraucht: „lang a Deppis z'chöüe ha,“ d. h. einen Schmerz nur schwer verwinden: „das ist eben e uleidis Ding und weder z'feüwe no z'deüwe.“ Nicht nur eine Speise *kostet* man, sondern auch eine Predigt, ein Brief, ein Buch wird *g'küstet*, d. h. überdacht. Auch *nehmen* wird für geistige Vorgänge gebraucht: „I mag's ne, welle Weg i will (überdenken). Rend au! (denkt doch!); „Es nemt-mi selze“ sagt man in Graubünden für: „es nimmt mi wunder.“ *Lupfen* bedeutet „ärgern“ in Redensarten wie: „s'lupft ein schier, wenn me derigi Rede mueß g'höre“ oder „heftig rühren“: „s'Muetterli briegget; de Vater het's au fast g'lüpft.“ *Vergiglen* ist eigentlich „verenden, von der Ziege,“ bedeutet aber jetzt fast ausschließlich „in Aufregung geraten“: „i bi schier vergiglet“. *Kopf* steht für „Eigensinn in Ausdrücken wie: „i ha min Chopf; de Chopf mache.“ Bei *Rummer* mag daran erinnert werden, daß das Wort die sinnliche Grundbedeutung „Belastung, Behinderung“ hatte, die noch durchblickt in der allerdings selten gewordenen Redensart „eim de Chumber (d. h. d'Rechete) wegnehmen“, damit er durch das Zusammengerechte nicht behindert werde. Andernorts bedeutet das Wort so viel wie „Schutt“, daher der Flurnamen „i der Chümbere“ für Wiesengründe, die gelegentlich mit Schutt überdeckt wurden. *Rauch* im Kopfe haben heißt „eingebildet sein.“ Umgekehrt werden *brav* und *frech* sinnlich verwendet, so bei Gotthelf: „Ich war weit die brävere und wohl einen halben Zentner schwerer als Mareili, das Häpeli“, und bei G. J. Ruhn: „Si ist hübsch und frech und g'sund.“

Fälle, wie die eben angeführten, wo Ausdrücke für geistige Vorgänge auf sinnliche Dinge angewendet werden, sind viel seltener als das Umgekehrte. Dies ist z. B. der Fall bei *Freiheit*, welches Wort (mit männlichem Geschlecht) im 16. Jahrhundert schweizerisch für Freischar und Landstreicher gebraucht wurde und *Freude* heißt das vorn in der Mitte des Leibes herunterhangende Ende des Gürtels an der „Tracht“, das wohl ursprünglich ein Zierat war, an

dem man Freude hatte. (Vgl. Juwel aus altfranzösisch joel, Verkleinerungsform zu joie.)

Vertauschung.

Unter der Vertauschung verstehen wir jenen sprachlichen Vorgang, wonach ein Wort in der Bedeutung eines andern verwendet wird auf Grund eines räumlichen, zeitlichen oder ursächlichen Zusammenhangs. Hierher gehören zunächst jene Wörter, die eigentlich der Name eines Teiles sind, aber auch das Ganze bezeichnen. First heißt der oberste Teil eines Hauses oder eines Berges. Wenn wir aber sagen, es seien 30 Firsten abgebrannt, so meinen wir das ganze Haus. In „Kohlfirst“ bedeutet das Wort nicht nur einen Teil, sondern das Ganze des Berges. Im gleichen Sinne brauchen wir Herd, Dach, Schwelle für Haus. Wenn wir davon sprechen, wir wollen einen fest in die Finger nehmen oder s'Heft i de Fingere b'halten“, so denken wir dabei an die Hand. Ort bezeichnete ursprünglich nur „Spitze“ (vgl. Spannörter, zwei spitzige Berge), dann aber erweitert „Ende, äußerstes Stück“; in diesem Sinne noch in einigen Wendungen gebraucht, z. B.: Das Ort eines Beckens; bei Gothelf: „Es glaub, das ander Ort (der Zigarre) schick sich besser ins Mul.“ S'scharpf Ort (Schneide); eim s'scharpf Ort äne ha (die Spitze bieten). Fünfort nennt man noch da und dort das Fünfeck, und die Mundwinkel heißen noch etwa Mulörtli. „Am Ort usse siße“ bedeutet am Ende einer Bank. Jetzt bedienen wir uns seiner als Bezeichnung für eine Stadt oder ein Dorf im Sinne von Ort s'chaf t. Früher brauchte man es auch für das, was wir heute „Kanton“ nennen (fünfförtige Eidgenossenschaft) und in der Bedeutung „Himmelsgegend“, so daß man von einem, der gerne zu Hause sißt, sagte, er gehe nur aus, wenn an allen vier Orten „Glanz“ sei.

Wir benennen Personen nach kennzeichnenden Körperteilen; so reden wir in der Schriftsprache von einem Dummkopf, einem Geizhals, einer ehrlichen Haut usw., schweizerdeutsch von einem Lätzchopf, Geizfragen, Zwing-, Brüelgrind, Dreckfüdli. Wenn wir sagen, wir hätten kein Bein gesehen, so meinen wir damit selbstverständlich „keinen Menschen“. Auch Kleidungsstücke oder Geräte dienen als Bezeichnung von Menschen, so wenn wir sagen, es streiche einer um alle Schürzen (Mädchen) herum und ziehe allen „Tüppen“ nach, wenn wir von einem Filz

als von einem geizigen, von einem B e n g e l oder P f l e g e l als von einem groben Menschen reden. Auch S e g e l (Messer) wird ähnlich verwendet: „Zürihegel, grobe Pfliegel.“ B e s e n bezeichnet ein Mädchen überhaupt, P f a n n e wird von einem liederlichen gebraucht.

Hier mag sich K o p p e l (Chuppele) anreihen, das eigentlich nur das Seil bezeichnet, an dem die Jagdhunde geführt werden (en Hund am Chuppel ha), dann aber auch, und zwar schon mhd. für die am Seil „zusammengekoppelten“ Tiere und später auch für andere zusammengebundene Dinge gebraucht wurde: E Chuppele Roß; e Chuppele Schlüssel (Schlüsselbund). Endlich bedeutet es schweizerisch auch einen Trupp Menschen, so bei Gotthelf 1841: „Manchmal verrichten Zwei im Walde mehr als eine ganze Kuppel, wo keiner etwas anrühren will“, wofür in der Berliner Ausgabe „Truppe“ steht.

Auch bei Z e i t b e s t i m m u n g e n steht oft der Teil für das Ganze: So sagen wir m o r g e n und meinen den ganzen Tag. Wir stoßen uns nicht einmal mehr an dem Widerspruch von morgen abend, morn z'nacht. Wir sprechen davon, daß wir „morn z'mittag“ keine Schule hätten und verstehen also unter M i t t a g den ganzen Nachmittag. Wir essen zu Nacht, während wir doch genauer „zu Abend“ sagen sollten. N ä c h t bedeutet „gestern abend“, bisweilen geradezu „gestern“, so daß wir auch hier trotz des Widerspruchs „nächt z'Abig, sogar „nächt z'Nacht“ sagen.

Häufig werden Persönlichkeiten zur Bezeichnung des Raumes, in dem sie sich aufhalten. A m t bezeichnet einen oder mehrere Beamte, aber auch das betreffende Gebäude, so daß man „auf's Amt gehen“ kann. Der Name Obmannamt haftet in Zürich nur an einer Gebäulichkeit, und zwar derjenigen, in der bis 1831 „der Obmann gemeiner Klöster“ die Güter der städtischen Klöster verwaltete. Sodann bedeutet der Name einen Bezirk, über den ein Beamter gesetzt ist, wie in Knonaueramt oder „dem Amt“ schlechthin, Neuamt, Kelleraamt, Freiamt. Der L e i s t ist an einigen Orten Name einer Lesegesellschaft, bezeichnet aber auch den Raum, in dem sie sich versammelt. Vereinzelt haftete der Name L ö l i früher an einem Raum, so daß heute noch die Redensart vorkommen soll: „Mach nüd, daß d'in Löli chunnst.“ Der Ausdruck erklärt sich daraus, daß früher die Löli, d. h. die Geisteskranken in größeren Dörfern in einem Gemach des Gemeindehauses untergebracht wurden. Da ein solcher Löli ge-

wöhnlich jahrelang das Gemach bewohnte, konnte die Bezeichnung „beim Löli“ leicht in Uebung kommen und schließlich dem Raum selbst verbleiben.

Oft steht ein Kleidungsstück für den dadurch bedeckten Körperteil oder umgekehrt. Sohle war ursprünglich nur Name für die Sohle des Schuhs und bezeichnete erst später die Unterfläche des Fußes. Umgekehrt aber war die Bedeutungs-entwicklung bei Leib in Schnürleib oder in unserm Libli, bei der Gestalt, dem obern Teil des weiblichen Kleides, bei der Brust („Statt Gursene händ's Brüst treit“ schreibt Meinrad Lienert), dem Ermel und dem Ermeli (Kinderschüttli), beim Kragen, dessen ursprüngliche Bedeutung „Hals“ durchblickt in Verbindungen wie: „Eim de Chrage ume-dräje“ oder „Eim d'Zähn i Chrage abeschlo“, „de Chrage leere“ u. v. a. Endlich heißen Brüecli die kleinen Windeln, deren einer Zipfel zwischen den Beinchen des Kindes heraufgezogen wird. Ursprünglich aber bedeutete das Wort „Scham-gegend“; ist also erst nachträglich Name der Bedeckung geworden. Um 1850 sagte man in Zürich: „En Bruech host en Föuser und es Par Badhose en Zechner.“

Eine weitere Art der Vertauschung ist die auf Grund des ursprünglichen Zusammenhangs. Unser Wort Chräbel bedeutet eigentlich die Kralle, aber auch die durch sie verursachte Kratzwunde. — Eigenschaften dienen zur Bezeichnung ihres Trägers. „Licht“ bedeutet eigentlich nur „Glanz, Helligkeit“, wird dann aber Bezeichnung eines leuchtenden Gegenstandes, und zwar wird es in der Schweiz fast ausschließlich für „künstliches Licht“ gebraucht, da es geradezu im Gegensatz steht zum natürlichen (Tages-) Licht, der Heiteri. Das nur schweizerische Wort Muni geht zurück auf eine Grundbedeutung „denken, finnen“, was das Tier als das dumpfbrütende ergibt, eine Eigenschaft, die ihm zum Teil zukommt.

Schließlich dienen auch Handlungen zur Bezeichnung von dabei beteiligten Personen oder Gegenständen: Uerte hatte früher neben andern Bedeutungen auch die von „an einer Schmauserei teilnehmen“, dann „Anteil, der auf den einzelnen entfiel“, endlich überhaupt „Betrag, den man für das Verzehrte zu zahlen hat“, also liegt hier eine ähnliche Entwicklung vor wie bei dem schriftsprachlichen „Zeche“. Die Anlage bedeutet „das Anlegen“, wie in einigen Kantonen „Anlegi oder Anlegete“ den Anzug bezeichnet: „Er het Nüd als en Alegete.“ „Gäd, reichet die schenst Alegi und legid

im se an" (Idiotikon). Das einfache L a g e als „Zusammengelegtes, Schicht" finden wir in „e Legi Holz, Stei, Schnitz" usw. und bei Hebel: „(Die Wiese) schießt in d'Husemer Matte und über d'Legi (Wuhr, Ueberfall) ab go Farnau". Der L i s m e r ist nicht nur die strickende Person, sondern auch das gestrickte Wams. Die L e g i (von legen = aufhalten, hemmen) ist die Grenzbefestigung; dann überhaupt „Grenze des Dorf-, Stadt- oder Landgebietes". Weiterhin bedeutet es „Ende von etwas, Abschied", endlich, was zum Abschied gegeben wird, das Abschiedsgeschenk, den Abschiedstrunk („Ihm, dem Abreisenden, gilt ja unsere Legi"), auch das letzte Patengeschenk, die „Selsete".

Uebertreibung.

Sie liegt vor in Ausdrücken wie todmüde, halbtot, Tausendfuß, schwarz wie in einer Kuh, plazen vor Wut, schier versprizen vor Lachen, bleich wie der Tod, das Gras wachsen sehen, die Flöhe husten hören u. a. Wir übertreiben nach der negativen Seite, wenn wir sagen, wir hätten bloß „einer Erbse, einer Laus groß" gegessen, oder so wenig genommen, daß man kaum einer Laus damit die Augen salben könnte.

Gewisse Verstärkungen haben sich geradezu zu Abschwächungen entwickelt, so insbesondere f a s t, das eigentlich so viel wie „sehr" bedeutete, jetzt aber unserm „schier" gleichkommt in Ausdrücken wie „fast fertig, fast wieder gesund", während die alte Bedeutung noch vorhanden ist in folgenden Beispielen aus Gotthelf: „Wenn man nur nicht zu fast am Alten hinge." „(Das Mädchen) hat grüesli fast an ihm g'hanget." Das Wörtchen a l s (aus mhd. allez), das „immerfort" bedeutet, ist in stark abgeschwächtem Sinne in Gebrauch: „als fort; als witer; chömmer nüd g'frire (irre gehen), goht's als do durab?"

Hier mögen auch die D e r b h e i t e n besprochen werden, da viele von ihnen infolge Abschwächung etwas Lobendes annehmen. Selbstverständlich spielen hierbei die Extremamente eine große Rolle. R o t bedeutete ursprünglich dasselbe wie Dreck, wird aber jetzt vielfach für „Rehrich" (Rotkübel) oder für „feuchte Erde", ja sogar in ausgeprägt gutem Sinn für „fruchtbare Erde" gebraucht: „Chot i d'Rebe träge". Die Ausdrücke für „Nas" spielen als Schimpfworte eine große Rolle (Cheib, Chog, Queder), ebenso gewisse Tiernamen (Los, Mor, Mähre, Gurre, dieses eigentlich eine schlechte Stute

bedeutend, alle übertragen auf ein liederliches Weib: „Hest, Chind, de mueßt nüd allewil nu mit de Buebe go, deweg git me e Gurre“). Der Kopf wird in der Schweiz, und zwar durchaus nicht immer in üblem Sinne Grind genannt, was einen Schorf bildenden Ausschlag bezeichnet. Die Gosche ist das Maul des Kindes oder des Schweines; das Wort wird aber in grober Rede auch vom menschlichen Mund gebraucht. „Er sind es Beh!“ sagte Lavater zu einer Magd, als sie ihm das Tintenfaß über die Predigt ausgoß. Ähnliche Beispiele ließen sich leicht anreihen. Das Wort Kerl legt bisweilen seinen derben Nebensinn ab und wird geradezu Ausdruck der Bewunderung: Das ist e stramme Kerli. Kröte hat bisweilen etwas Liebevollendes: „Du liebi Chrott! Du tufigs, chlisies, liebs Chröttli!“ Ähnlich verhält es sich mit verflucht, verdammt, Reker in „Chägers Bueb“, malefiz in „Malefizkärli“.

Verhüllung.

Unsere Mundart scheut sich zwar durchaus nicht, die Dinge unter Umständen bei ihrem eigentlichen Namen, und sollte er auch noch so derb sein, zu benennen. Trotzdem vermeidet sie bei andern Gelegenheiten, das Anstößige oder das Gefürchtete oder Unangenehme mit dem ihm zukommenden Namen zu bezeichnen. Alte abergläubische Furcht veranlaßt uns, das Wort Teufel so wenig wie möglich auszusprechen und es zu umschreiben durch „den bösen Feind, den leibhaftigen Gottseibeius, den Schwarzen, den Bösen“ oder wir modeln es um und sagen, der „Düggeler“ soll einen holen. Ebenso entstellen wir heilige Namen: Sackerlot, Sackermert aus Sakrament, Pöz (aus Gott's) in Pöz Wetter; Pöz Tufig; Pöz Millionen, Speck und Bohnen; (Herr) Jemine, (Herr) Jegerli u. a. aus Jesu domine. Vor dem Tod fürchtet man sich; daher wird „sterben“ umschrieben: Er hat gehen müssen; es hat ihn genommen, über ännegah, dahinten bleiben.

Auch der Anstand verhindert uns daran, gewisse Dinge beim rechten Namen zu nennen. Obwohl der derbe Name auch gebraucht wird, reden wir vom Abtritt, vom Dertli, vom Hüsli, vom Numero Hundert, von der Apithegg, sogar vom Thron. Uebrigens müssen zahlreiche Fremdwörter dazu dienen, das auszudrücken, was der Muttersprache zu unflätig ist, ein Gebiet, das man ihnen füglich überlassen darf.

Vom Gefühlswert der Wörter.

Endlich führen wir noch eine Reihe von Wörtern an, die im Laufe der Zeit, wohl infolge des häufigen Gebrauches, an Wert verloren haben, bei denen also *E n t w e r t u n g* eingetreten ist. *G e m e i n* bedeutete zunächst nur das die Allgemeinheit Betreffende (daher *Gemeine* Herrschaften und heute noch „'s g'mein Wese“ für die Gemeinde, „g'meine Alpen“), dann das allgemein Verbreitete, das sich durch nichts Besonderes abhebt (der g'mein Ma für „den Mann aus dem Mittelstand“). Häufig ist es gleichbedeutend mit „herablassend, nicht stolz“, hat also ausgesprochen günstigen Sinn, so bei Gotthelf: „Die Borgefekten rühmten mich und sagten, das hätte ihnen gefallen, daß ich gar so ein Gemeiner sei und niederträchtig (!) mit Jedermann“, während das Wort sonst heute zu einem verächtlichen Ausdruck geworden ist. *S c h l e c h t* war ursprünglich so viel wie heute schlicht (daher noch schlecht und recht), und *f r e c h* bedeutete früher „herzhaft, mutig“ in gutem Sinne, so daß man „Herzog Karl aus Burgund, der Frech genannt“ schrieb und heute noch sagen kann: „Darf ich so frech si und ech frage?“ *B u b e* hat im Mhd. geradezu den Sinn von „Schurke“ angenommen, den es bei uns ebensowenig hat wie es ihn früher besaß, daher die Ausdrücke: „Mis Buebs Frau = Sohnsfrau, de groß Bueb = der älteste Sohn. Die ursprünglich ehrende Bedeutung von *R n e c h t* mag durchblicken, wenn man im Kanton Bern in zärtlicher Rede sagt: „Min lieber Chnecht“ und in Graubünden „Du bist meis herztusigs Chnechti“ im Sinne von „liebes Kind“. In der Redensart „Du hest e rechte Chnecht a der Hand“ ist ein wackerer Bursche gemeint. *M a i t l i* ist heute noch gleichbedeutend mit Jungfrau, hat aber auch schon den Sinn von „Dienstmagd“ angenommen, also ganz wie das Mhd. *M a g d*. Verwandtschaftsnamen bekommen häufig einen üblen Nebensinn, wie Base in Schwägbäsi, Schwester in Betschwester, Bruder in Saufbruder, unser *G ö t t i* in „Du bist mer e heitere Götti!“. *B u h l e* hat bisweilen noch seine alte, edle Bedeutung, so in Volksliedern: „Mis Büeli geid über Sapiünersteg“ und „Holder Buel, du bist min, so bin ich din. Stand uf, Rätterlin!“ Auch *M e h e*, das eigentlich Roseform zu Mechthild ist, hatte ursprünglich durchaus keinen üblen Nebensinn, wie folgender Beleg zeigen mag: 1552 schrieb man noch: „Dann ye kann ein mensch ein creatur lieben als ein junger gsell ein megen.“ 1588 ersetzte man im gleichen Satz „Meze“ durch „Mägdlein“. *P l u n d e r* bezeichnet mhd. und bei uns z. T.

jetzt noch „Kleidung und Wäsche“, auch Hausrat ohne verächtliche Nebenbedeutung. Darum nennt man in Basel die zum Trocknen aufgehängte Wäsche „e Hangete Plunder“ und schreibt: „Uf em Sessel lit's frisch Blinderli, vom Hemmeli bis zue de Strimpfli abe“ (Hegel). Dementsprechend ist plündern gleichbedeutend mit flöchnen, z. B. bei einer Feuersbrunst, weshalb M. Lienert schreiben konnte: „D'Wirtsstube ist im volle Für g'stande, plünderet hend-s', was ume g'si ist.“ Im Satz „Der Grouf reisfertig verlout Schloß und Land und plünderet in's Bündnerland uff“ (J. Albrecht) bezieht es sich auf den Wohnungswechsel. Hier mögen sich einige Ausdrücke anreihen, die, wörtlich verstanden, dazu angetan sind, bei dem in Behandlung genommenen Behagen zu erregen, in ihrer Bedeutung aber ins Gegenteil umschlagen, wie: Eim de Chopf wäsche, eim d'Lüs, d'Niß, de Staub abetue; eine erflohe, sträle, eim d'Lezi ge; s'Bad übertue, eim flicke (wohl das Gewand), s'Mösch puze (d. h. das Messingzeug der Uniform blank reiben) und ähnliche. Auch Eigenschaftswörter können in solcher Weise üblen Sinn bekommen in Redensarten wie: „Du bist-mer e heitere Burst, e subere Köbi“ oder in: „eim nett cho, es eim schön mache“ uff. Ewig hat bisweilen die Bedeutung von „lästig“: „Das ist au es ebigs Türle (Türe öffnen und schließen.“ Hierher gehören endlich die häufig vorkommenden und daher zu Gattungsnamen gewordenen Eigennamen, die zumeist ebenfalls üblen Sinn erhalten, wie: Babi und Babette, Anneli („Aller Bueben Anneli“ heißt ein Mädchen, das mit allen Burschen Umgang pflegt); Michel in Dreckmichel, Hans in Großhans, Felix in der Form Fackel = Name für Zürcher (Zürifackel, daher werden die Zürcher Truppen angerufen mit: „Uf, uf, ihr Fackelhägerer!). Zum Schlusse sei als Beispiel dafür, wie die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes vollständig verschwinden kann, das bei uns so viel gebrauchte g'heie angeführt: Mhd. gehi(w)en bedeutet heiraten. Im 15. und 16. Jahrhundert erscheint das Wort jedoch in stark vergrößertem Sinne von „Blutschande treiben“ und als arges Schimpfwort. Aus dem Begriff von „Gewalt antun, mißbrauchen“ entwickelte sich der von „plagen“ wie er heute noch lebt in Redensarten wie: „Er ist nienerzue guet als d'Lüt z'g'heie.“ Während hier die Tätigkeit noch körperlich gedacht ist, wird „plagen“ auch auf Gemütszustände angewendet, so daß man sagen kann: „D, wie's mi jek g'heit! (reut). Was g'heit (kümmert) dich das?“ Eine Art Mißbrauch von Dingen blickt durch in dem Ausdruck „eim e

Loch in Chopf g'heie; Deppis über de Hufe g'heie" und ähnliche. Aus dieser zielenden Bedeutung entwickelte sich dann die nichtzielende als derber Ausdruck für „fallen“ und daraus endlich g'heie in ebenfalls derber Rede im Sinne von „gehen, laufen“, in Ausdrücken wie: „I's Wirtshus, umenand g'heie.“

Ich schließe die Auswahl von Beispielen, die ich, aus der reichen Fundgrube des Idiotikons schöpfend, leicht um ein Vielfaches hätte vermehren können. Selbstverständlich erlag auch der Wortschatz des Schweizerdeutschen den Gesetzen des Bedeutungswandels. Aber wie unsere Mundart im Lautbestande und auf dem Gebiete der Formen und Satzlehre altes Sprachgut fortführt, so hat sie auch im Bereiche des Wortschatzes, und hier in besonderem Maße, zahlreiche Altertümlichkeiten erhalten. Wir brauchen uns nur der Ausdrücke oder Wortstämme zu erinnern, die in der Schriftsprache verloren gegangen sind, wie etwa chäre, zanken (ahd. chara Klage, vgl. Karfreitag), das heute so sehr gefährdete, in der gebildet sein wollenden Sprache durch „Butter“ ersetzte Anke (ahd. ancho), Zwäheli, Zeine, Götti, Bilgern (Zahnfleisch), Scheie (Zaunpfahl, mhd. schie, dasselbe Wort wie nordisch Ski), räs (ahd. râzi), aper, frei von Schnee (lat. apricus), Lüzelau (von ahd. luzil, klein), beiten (warten), gumpen, batten (nützen), fern (im vorigen Jahre) u. a. (Vgl. Oskar Weise: Unsere Mundarten, Seite 185). Wenn die auf den vorhergehenden Seiten angeführten Belege zeigen, daß auch auf dem Gebiete des Bedeutungswandels unsere Mundart häufig einen ältern Wort Sinn erhalten hat, so sehen wir darin eine weitere, erfreuliche Bestätigung dessen, was Prof. Bachmann schreibt (Geogr. Lex. d. Schweiz, V. Band, Seite 73): „Mag auch dem nivellierenden Zug der Neuzeit schon sehr Vieles und gerade vom Wertvollsten zum Opfer gefallen sein, mag sich auch, seitdem unsere alemannischen Nachbarn im Elsaß und in Schwaben die Schatzkammern ihrer Volkssprache erschlossen, gar manches, was wir für schweizerischen Sonderbesitz zu halten geneigt waren, als alemannisches Gemeingut herausstellen: es bleibt uns auch so noch ein ansehnlicher Reichtum an Eigenem, sei es altes und ältestes Sprachgut, das sich bei uns allein lebendig erhielt, sei es Wortstoff, den wir zwar mit andern Mundarten teilen, das aber auf unserm Boden in Form oder Bedeutung eine eigenartige Entwicklung erfuhr.“